CORSO

Istanbul,

»sterbende Schöne« zwischen Orient und Okzident?

Gastgeber Wilhelm Genazino

Karl-Markus Gauß betrachtet den Osten im Osten / Die Frauen, die Stadt, die Frauen: Özlem Topçu sieht die wahren Männer / Bedri Baykam träumt: »Ach, wäre ich doch nur paranoid.« / Mario Rispo singt von *Yoldayız* / Perihan Mağden feiert das Leben, während Cornelia Tomerius einen Koloss vor dem Kollaps sieht und Ulli Kulke vom schwimmenden Boulevard erzählt / Bülent Eczacıbaşı spricht über schwarze und weiße Türken / Michael Thumann wartet, bis die Bagger kommen und erlebt das Ende von Tarlabaşi / Christoph Ransmayr trifft den Helden der Welt / Istanbul ist schwer zu hören, wehmütet Pınar Selek / Für Joachim Sartorius lebt die Stadt auf den Schiffen / Miklagard und Keraban – Tilman Spreckelsen kreuzt Mythen und Legenden / Esmahan Aykol erzählt vom Putzen in Cihangir und Janet Riedel ist auf den Spuren von *Hüzün*.

Dazu viele Fotografien, der *Bilderbogen* von Ara Güler und das literarische *Journal*.

TEUFLISCHER LÄRM, GÖTTLICHE STILLE
Gastgeber **Wilhelm Genazino** über das Verlangen nach Glück, dessen Enttäuschung und die Menschen von Istanbul **4**

EN GROS, EN DETAIL
Karl-Markus Gauß beobachtet eine Kreuzung und »Blondinen, die so blond waren, wie es nur Schwarzhaarige zuwege bringen« **20**

DIE FRAUEN, DIE STADT, DIE FRAUEN
Zitronenpressen, Kopftücher, Dreadlocks: **Özlem Topçu** sieht die wahren Männer im Haus **26**

»ACH, WÄRE ICH NUR PARANOID.«
Bedri Baykam, einer der streitbarsten und strittigsten Künstler der Türkei, über Kemalismus und Islam, Sex und die Freiheit der Kunst **34**

»DAS LEBEN KENNT KEINEN STILLSTAND.«
Mario Rispo, türkisch singender Deutsch-Italiener, spricht von Passion, Schönheit, Yoldayız **42**

MEIN ISTANBUL UND ICH
Perihan Mağden feiert das Leben am Bosporus **44**

KOLOSS VOR DEM KOLLAPS
»Der Mensch vernichtet, was er zu sehr liebt« – **Cornelia Tomerius** berichtet von der Planung der Megacity und ihrem gewollten Scheitern **52**

DER SCHWIMMENDE BOULEVARD
Ulli Kulke über eine besondere Verbindung: die Galata-Brücke **58**

»DIE TÜRKEI IST TEIL DES WESTENS.«
Wirtschaft und Kultur, schwarze und weiße Türken und die deutsch-türkischen Beziehungen: **Bülent Eczacıbaşı** im Gespräch **65**

»ICH WERDE GEHEN, WENN DIE BAGGER KOMMEN.«
Der Istanbuler Grieche hat resigniert, der Türke kämpft bis zum Ende von Tarlabaşı – **Michael Thumann** vom Ende eines Stadtteils **70**

DER HELD DER WELT
Christoph Ransmayr trifft Mehmet den Eroberer am Abend, bevor der Konstantinopel besiegt **76**

ISTANBUL ZU HÖREN
Pınar Selek belauscht die Stadt – voller Wehmut darüber, dass sie immer leiser wird … **80**

»MAN MUSS DIE MENSCHEN LIEBEN.«
Der *Bilderbogen:* von **Ara Güler,** dem fotografischen Chronisten Istanbuls **90,** nebst einem Gespräch über die Zukunft: »Die Haie werden uns fressen« **104**

ISTANBUL AUF DEN SCHIFFEN
Joachim Sartorius besucht seine Freunde und mit ihnen das Leben in der Stadt **107**

MIKLAGARD UND KERABAN
Überraschende Querverbindungen in europäischen Mythen findet **Tilman Spreckelsen** **116**

DAS GEDICHT
Orhan Veli Kanık: Der Katzen-Dialog von Reich und Arm **120**

WILLKOMMEN IN CİHANGİR!
Esmahan Aykol erzählt vom Alltag, vom Wünschen und Träumen, vom Versuchen und Scheitern **122**

HÜZÜN
Janet Riedel auf den bildlichen Spuren eines Gefühls, das man sehen kann, wenn man fühlen mag **128**

»ES WIRD TATSÄCHLICH VIEL GEFEILSCHT.«
12 Sätze beendet von … **Hüseyin Geliş,** Manager **136**

DAS JOURNAL
Auf 30 Seiten Spaziergänge durch Istanbul: Ein *literarisches Kaleidoskop* u. a. mit **Sabahattin Ali, Liz Behmoaras, Suat Derviş, Leyla Erbil, Max Frisch, Graham Greene, Nâzım Hikmet, Gisela Kraft, Mario Levi, Tezer Kıral, Wolfgang Riemann, Peyami Safa, Elif Şafak, Mina Urgan** u. v. a. **137**

Gastgeber WILHELM GENAZINO

Teuflischer Lärm, göttliche Stille

Fotografien von JANET RIEDEL

»In Wahrheit gehören das Verlangen nach Glück und seine Enttäuschung untrennbar zusammen« – Istanbul und seine Menschen

Über den Karaköy-Platz in der Nähe der Galatabrücke flutet helles Sonnenlicht. Es ist warm, die Menschen gehen ihren Tagesgeschäften nach, Obsthändler preisen ihre tadellosen Orangen, Äpfel und Birnen an. Junge Frauen tragen volle Plastiktüten nach Hause, zwei oder drei kleine Kinder mit sich führend. Händler und Angler am Ufer des Bosporus werfen Fischabfälle ins Wasser, Möwen stürzen herab und kämpfen flatternd um die Innereien. Das Tagesbild sieht aus wie immer, und doch hat sich in den letzten Jahren viel verändert. Zum Beispiel fallen freizügig gekleidete Mädchen auf; sie tragen Miniröcke und sind »obenrum« nur noch luftig verhüllt. Derartig liberale Anblicke waren noch vor zwanzig Jahren in Istanbul nicht erlaubt. Damals legte die Türkei noch Wert darauf, ihren autoritären Charakter auch im Straßenbild zu zeigen. Kaum ein Kenner zweifelt daran, dass die Türkei auch heute noch ein autoritärer Staat ist. Aber die Türkei hat erkannt, dass mit dem Bild von Zucht und Ordnung heute kein Staat mehr zu machen ist. Vor einem Vierteljahrhundert gab es im Straßenbild noch martialisch dreinblickende Soldaten, die mit dem Gewehr vor der Brust darüber wachten, dass niemand den Banken, den Behörden oder einem Denkmal zu nahe kam. Auch diese Soldaten sind verschwunden.

Denn Istanbul will fröhlicher, freier, ungehemmter erscheinen, besonders in den als »europäisch« geltenden Stadtteilen Beyoğlu, Sultanahmet, Bebek, Etiler, Ulus und Kadıköy. Was nicht heißen soll, dass die Bilder der »alten« Türkei ganz verschwunden wären. Nach wie vor sieht man viele Frauen im Ganzkörperschleier, in »Burka«. Bei nicht wenigen Frauen ist auch der eigentlich freie Augenschlitz geschlossen. Eine Art Gittergewebe (links und rechts der Nase) verhindert, dass man den Frauen von außen in die Augen schauen kann. Es ist ein Karomuster, das zwischen den dicht nebeneinander gewebten Fäden nur Blicke

nach »draußen« freigibt. Niemand, auch nicht der Ehemann, kann das Gesicht seiner Frau betrachten. Der Vollschleier wird auch beim Essen und Trinken nicht abgenommen. Die Frauen heben lediglich kurz ihren Gesichtsschleier in die Höhe, damit der Mund zur Essensaufnahme frei wird. Für die Dauer des Kauens lässt die essende Frau den Gesichtsschleier wieder nach unten fallen.

Zwischen den westlich gekleideten und den vollverschleierten Frauen hat sich ein mittlerer Typus herausgebildet; diese Frauen erfüllen die Kleiderkonventionen nur noch zur Hälfte. Sie tragen zwar bodenlange, braune oder hellbeige Übergangsmäntel, die die Reize der Frauen (einschließlich ihrer Figur) verbergen – mit einer Ausnahme: Das Gesicht bleibt frei. Die Frisur allerdings ist wieder verborgen. Ein meist seidenes Kopftuch umhüllt Frisur und Hinterkopf komplett.

Wer einen Storch fliegen sieht

Das Gegenstück zur ganz oder halb verschleierten Frau ist der mittellose Türke, der aus der Provinz in die große Stadt Istanbul einwandert, um sich hier seine drei Hauptwünsche zu erfüllen: ein Job, eine Frau, eine Wohnung. Jobs gibt es in Istanbul zwar genug, aber die meisten entsprechen nicht den Wünschen der Arbeitssuchenden. Teeaufbrüher, Parfümverkäufer oder Sackträger will niemand werden, obwohl am Ende der Suche oft nichts anderes übrig bleibt. Selbst einfache Tätigkeiten werden auf viele Hände verteilt. Kleine Lokale zum Beispiel funktionieren so: Ein Mann betätigt sich als Aufreißer auf der Straße. Ein zweiter Mann gibt die Bestellung an die Küche des Lokals weiter. Ein dritter Mann bereitet die bestellte Mahlzeit zu. Ein vierter Mann trägt die fertige Portion nach draußen. Du deutsch? fragt mich ein Aufreißer. Ich nicke und bleibe stehen. Schon kommt ein zweiter Mann und bietet mir ein paar Socken, ein Kofferradio oder einen Schirm zum Kauf an. Ich brauche nichts davon, was den Mann nicht entmutigt. Endlich errate ich, was er sagen will: Dass auch er einmal in Deutschland gearbeitet hat, in Augusburg, in Augusburg. Und als ich Augsburg sage, lacht er und fühlt sich verstanden.

Wer einen Storch fliegen sieht, wird ewig unterwegs sein. So heißt ein türkisches Sprichwort, und es passt millimetergenau nach Istanbul. Tatsächlich sieht

man immer wieder Störche über der Stadt kreisen, ein schönes Bild. Vom Anblick der sanft segelnden Vögel geht Trost und Zuversicht aus. Es gibt kaum etwas, was die immerzu suchenden Männer besser brauchen könnten als Trost und Zuversicht. Das unaufhörliche Gewusel in den Straßen ist selbst ein Zeichen der Hoffnung geworden. Jeder Schritt, der hier zurückgelegt wird, ist gegen die Niederlage von gestern und vorgestern gerichtet. Wer einmal (zum Beispiel) den unerhörten Fatalismus in den indischen Millionenstädten gesehen hat, wo weite Teile der Bevölkerung nur noch die Kraft zum Sich-Niederlegen aufbringen, der möchte jedem Türken sofort Glück wünschen. Die Männer sind unterwegs, also haben sie ein Ziel, und also geschieht etwas. Und es ist nicht einfach, in den Außenbezirken von Istanbul hoffnungsvoll zu sein. Wenn es regnet (und es regnet oft), weichen viele nichtbetonierte Straßen und Wege auf. Die Überquerung eines nassen, halb vertümpelten Vorstadtplatzes ruiniert die Kleidung jedes Fußgängers. Die großen Metropolen im nahen und fernen Osten sind trotz ihres quälenden Autoverkehrs immer Fußgängerstädte geblieben. Die starke Anziehungskraft von Istanbul geht auf ihre immer noch funktionierende Blendung zurück: Wenn überhaupt irgendwo, dann wird sich die Sehnsucht nach Glück in dieser Riesenstadt erfüllen, nirgendwo sonst. In Wahrheit gehören das Verlangen nach Glück und seine Enttäuschung untrennbar zusammen. Es ist die große Leistung der Istanbuler, dass sie den Schwebezustand zwischen Sehnsucht und Versagung über Jahrzehnte hin aushalten.

Bohnensuppe vom Chef

Kein Tourist sollte sich einbilden, Istanbul »besichtigen« oder gar »erobern« zu können. Das Gegenteil tritt ein: Die Stadt macht jeden ihrer Besucher klein, demütig, hilflos. Am Ende ist man froh, wenigstens die Straße, in der sich das Hotel befindet, einigermaßen zu »kennen«. Oder in einen freundlichen Blickkontakt zu einem Ladenbesitzer eingetreten zu sein – und nach einer Woche zu wissen, was diesen Mann traurig macht. Der Mann verkauft billige Uhren, billigen Schmuck, billige Brillen. Ich habe nicht ein einziges Mal einen Menschen gesehen, der den Laden betreten und irgendetwas gekauft hätte. Der Ladenbesitzer nimmt seinen kleinen Hocker und verlässt sein Geschäft. In einem Abstand

von etwa drei Metern lässt er sich inmitten der Fußgängerströme auf seinem Hocker nieder und schaut von außen in seinen hell erleuchteten, aber leeren Laden. Von Orhan Pamuk habe ich gelernt, dass man das »seit hundertfünfzig Jahren auf der Stadt lastende Gefühl des fortwährenden Scheiterns« nicht unbedingt auf ein irdisches Geschick zurückführen sollte. Die tief religiösen Menschen leiden vielmehr, so Pamuk, unter dem »Hüzün«, einem metaphysischen Bedauern darüber, dass sie Gott nicht nahe genug sind und »hienieden für Gott nicht genug tun können«.

Es geht auf Mittag zu, ich habe Hunger. Ich laufe umher, suche nach einem Lokal. Wieder fasziniert mich das »gemischte« Bild der Stadt. Neben modernen Hochhäusern, die es vor fünfundzwanzig Jahren nicht gegeben hat, stehen schmale, alte, baufällig anmutende Häuser, teilweise noch aus Holz, teilweise bewohnt, teilweise leer stehend. Es sind die Bilder der »alten«, nur langsam verschwindenden Türkei. Ich biege in eine lange, sich eng windende Seitengasse in der Nähe des Taksim-Platzes. Hier stehen die Häuser noch enger beieinander, man sieht auf braunschwarze Brandmauern, ein Anblick wie im Rom der Sechzigerjahre. Ich betrete ein mittelgroßes, typisches türkisches Lokal. Die Wände sind hellblau gestrichen. Drei Neonröhren hängen von der Decke herunter, zwischen ihnen ein Ventilator. Auf dem schwarz-weiß gekachelten Boden stehen einfache Tische und einfache Stühle. Es duftet nach gebratenem Hammelfleisch, aus zwei Lautsprechern dringt die ortsübliche Musik. Durch eine offene Tür kann ich in das nebenan liegende Wohnzimmer blicken. Dort hängen keine Neonröhren von der Decke, sondern ein ausladender Kronleuchter. Der Boden ist mit weichen Teppichen ausgelegt, an der Wand links steht ein modernes Sideboard. Die lebhafte Verbindung zwischen dem üppigen Wohnzimmer und dem kargen Lokal ist die Ehefrau des Lokalbetreibers. Ihre Üppigkeit verweist ins Wohnzimmer. Sie trägt eine mit Goldfäden durchwirkte Bluse, an ihren Handgelenken klappern mehrere Armreife, an ihren Ohrläppchen blinken goldene Clips, ihre Frisur ist tadellos und ihre Schminke aufreizend. Doch die Frau verlässt kein einziges Mal ihren Platz hinter der Theke. Sie schaut dann und wann in einen Spiegel und lächelt sich selbst an. Überall dort, wo die Frauen zu Hause gehalten werden, blüht der Kitsch. Der Ehemann allein hat Kontakt mit seinen Gästen. Es sind nur Männer da. Nein, doch nicht. Eine arme Frau kommt ins Lokal und

bettelt den Chef an. Der Chef weist ihr einen Platz an einem leeren Tisch an, die Bettlerin setzt sich. Der Chef bringt der Bettlerin einen Teller Bohnensuppe und ein paar Stücke Brot. Die Frau isst schnell, sie kämpft gegen ihre Scham. Die Männer ringsum fixieren sie herausfordernd: Das ist der Preis für eine geschenkte Bohnensuppe. Nach dem Essen dankt die Frau voller Demut und verschwindet rasch. Ein Gehilfe holt einen Besen und kehrt das Lokal aus.

Ein Paradies auf Strümpfen

Für alle, die dem Gedränge und Geschiebe, dem Schmutz und dem Staub eine Weile entfliehen wollen, bietet sich ein pompöses Ausweichquartier an: die nächste Moschee. Zentrum des Baus ist die gewaltige Ganzkuppel in der Mitte, um die herum vier Halbkuppeln angeordnet sind. Die Moscheen sind aus dicken Steinquadern zusammengebaut; ihre Architektur hat einen unbezahlbaren Vorteil, von dem die Erbauer noch nichts geahnt haben können: Sie hält den Lärm draußen. Es ist verblüffend, wie sehr man von einer Sekunde zur nächsten das Getriebe der Welt verlässt und sich in einer Stille wiederfindet, die man (schon aus Dankbarkeit) fast für göttlich halten möchte. Die Moscheen sperren Andersgläubige nicht aus und verlangen keinen Eintritt. Es gibt nur zwei Bedingungen: Man muss seine Schuhe draußen lassen und seine Füße waschen. Neben dem Eingang jeder Moschee gibt es dafür zahlreiche kleine Waschbecken. Und tatsächlich: Wer in Strümpfen in einer Moschee umhergeht, fühlt sich auf Anhieb andächtiger, sozusagen himmelsnäher. Obwohl viele Moslems in der Moschee umhergehen oder auf Knien ihre Gebete verrichten, entsteht nicht der Eindruck der Enge. Man muss nicht unbedingt die wahrscheinlich berühmteste Moschee, die Hagia Sophia, von innen gesehen haben. Alle Moscheen ähneln einander. Stets sitzt oder steht man in einem unermesslich scheinenden Raum, dessen Säulen und Wände mit kunstvollen blauen Kacheln ausgeschlagen sind. In den hochliegenden Fenstern strahlen zierliche Mosaiken. Die gesamte Bodenfläche ist mit taubenblauen Teppichen ausgelegt. Von der Decke der Hauptkuppel hängt ein Stahlseil herunter, an dessen Bodenende, knapp über den Köpfen der Betenden, die einzige künstliche Lichtquelle den Blick des Besuchers bannt: ein Stahlkranz, bestückt mit einem Meer still vor sich hin flackernder Kerzen.

EYÜP MÜFTÜLÜĞÜ
DİN HİZMETLERİ ve
DANIŞMA BÜROSU
POLİS

Der schwer atmende Fisch als Wahrzeichen

Wer nach dieser Lektion der Stille wieder in das pralle Istanbuler Leben zurückwill, sucht sich am besten den Eingang des nächsten Basars. Basare sind riesige Markthallen, in denen vom Truthahn (lebend) bis zur Mundharmonika alles verkauft wird, womit ein Türke gern seine Familie überrascht. In großen Tüten und Netzen transportieren sie ihre Einkäufe nach Hause. Türken tragen keine Rucksäcke; dafür müsste man sie extra loben. Ich frage mich, ob die vielen in Käfigen eingesperrten Hasen, Enten, Hähne und Hühner ahnen, dass sie hier ihr letztes Stündlein verbringen. Auch der Jungmanager im schwarzen Anzug kauft hier einen Riesenschwertfisch, den seine Frau am Abend in der Pfanne zubereiten wird. Der Mann verstaut den Fisch so in seiner Aktentasche, dass das lange Schwertmaul wie eine Speerspitze aus der Tasche herausragt. Im übrigen wird erstaunlich wenig verkauft. Die meisten Leute betrachten die Dinge und gehen dann weiter. Die Erneuerung der Bilder in den Augen ist die Hauptübung der Spaziergänger im Basar. Der betrachtende Mensch geht weiter und begreift: Wenn es ein Sinnbild für orientalische Üppigkeit gibt, dann ist es der Basar. Mich faszinieren die halb am Leben und halb am Tod entlangatmenden Fische. Damit sie nicht vorzeitig absterben, werden sie unablässig mit Wasser bespritzt. Der über lange Zeit schwer atmende Fisch könnte das innere Wahrzeichen Istanbuls sein. Seine schwachen Bewegungen ähneln den schwachen Bewegungen der ganzen Stadt. Aber man soll sich über Istanbuls Kräfte nicht täuschen. Die Stadt gehört (zusammen mit Athen und Kairo) zu den großen Metropolen des Südens, denen seit Jahrzehnten der Kollaps vorausgesagt wird. Aber der Kollaps tritt dann doch nicht ein: Der Fisch atmet weiter. Und dann traue ich meinen Augen nicht: Inmitten des Gedrängels sehe ich den Mann wieder, der mir vor Tagen ein paar Socken, ein Kofferradio und einen Schirm zum Kauf angeboten hat. Er ist die Sachen immer noch nicht losgeworden und trägt sie auch hier duldsam umher. Eigentlich will ich lachen, aber dem Mann ist ernst zumute.

WILHELM GENAZINO,
1943 in Mannheim geboren, lebt in Frankfurt am Main.
Sein Werk wurde vielfach ausgezeichnet, u. a. mit
dem Georg-Büchner-Preis und dem Kleist-Preis.
Bei Hanser erschienen zuletzt die Romane *Das Glück in glücksfernen Zeiten* und *Wenn wir Tiere wären.*

Die Frauen, die Stadt, die Frauen

ÖZLEM TOPÇU *beobachtet die wahren Männer im Haus.*

Der Händler muss schnell sein, wenn er die Damen von seinem Produkt überzeugen will. Schließlich dauert die Überfahrt von Eminönü nach Kadıköy nicht einmal 15 Minuten. Kaum haben wir abgelegt, sind die ersten Gläser Tee und Sesamringe verkauft: »Schauen Sie her, meine Damen! Kein lästiges Hantieren mehr mit herkömmlichen Zitronenpressen. Nutzen Sie diese Weltneuheit, wenn Sie frischen Zitronen- oder Orangensaft haben wollen. Machen Sie sich das Leben leichter!«

Der Mann, groß, dunkle, sonnengegerbte Haut, Schnauzbart, Arbeiterhände, hat eine Plastiktüte mitgebracht, voller Exemplare seiner Erfindung. Mit der rechten Hand hält er eins in den Himmel, als wäre er Lady Liberty und das Ding die Flamme, die den Weg zur Freiheit erleuchtet. Die neumodische Presse ist etwa zehn Zentimeter lang und sieht aus wie eine zu groß geratene Schraube mit kleinem Auffangbecher an einem Ende, für den Saft. In seiner linken Hand hält er eine Zitrone. »Sehen Sie hier, meine Damen, verehrte Hausfrauen, und natürlich auch meine Herren, die Sie ihren gnädigen Frauen bei der schweren Arbeit in der Küche helfen.« Die Männer drehen sich dem Verkäufer zu – sind sie überrascht, dass jemand annimmt, sie würden die Küche betreten? Oder sind sie an dem neuartigen Küchenhelfer tatsächlich interessiert?

Welch eine Erfindung – »Drehen Sie die Presse einfach in das Obst hinein«, der Verkäufer drechselt ein Exemplar in die Zitrone. »Und pressen Sie anschließend.« Er fixiert die Zitrone mit seinen Augen, drückt an ihr herum – so pathetisch man an einer Zitrone herumdrücken kann. Der Saft fließt in den Auffangbecher und über seine Hände. Er öffnet den kleinen Deckel, schnappt sich das Teeglas eines Zuhörers und gießt den Zitronensaft ins Glas. »Haben Sie gesehen, meine verehrten Damen, wie einfach das war?«

Er legt sich ins Zeug. Allein, die Istanbuler Damen wollen sich gerade nicht so sehr für seine Erfindung interessieren. Sie betrachten lieber den Bosporus, die vorbeifahrenden Schiffe, die nahende asiatische Seite. Sie lassen sich die Aprilsonne auf das Gesicht scheinen, entspannen, während einige Männer anfangen, in ihren Taschen nach Kleingeld für die Zitronenpressen zu suchen. »Eine Lira, Bruder«, sagt der Händler zu einem kleinen Mann, der heute seine Freundin ausführt. Er hat eine Zitronenpresse in Rot erstanden, präsentiert sie stolz. Doch die Begleitung dreht sich zur Seite.

Während ich diese Szenerie betrachte, bewerte ich die Leistung des Zitruspressen-Verkäufers als, ja, emanzipatorisch und will dies auch zeigen, indem ich ihm ein Exemplar abkaufe. Dieses Land irritiert doch immer aufs Neue. Da werden beliebte Fernsehserien und Seifenopern zur Volkserziehung gezeigt, in denen Themen wie Gewalt gegen Frauen, Ehrenmorde, Zwangsheiraten oder -verhüllungen in aufklärerischer Art eingebaut sind. Zeitungen starten Kampagnen und proklamieren die Gleichheit der Geschlechter, rufen Väter auf, ihre Töchter zur Schule zu schicken und ihre Frauen nicht zu schlagen. In Deutschland gilt das Bild des türkischen Mannes als Herrscher der Familie. Manchmal zu Recht, und gleichzeitig hängt das Bild so oft schief.

Und dann das – Zitronenpressen … die Türken sagen: Die Frauen sind die wahren Männer im Haus. Sollte da was dran sein? Oder ist es diese Stadt, die lehrt, sich nicht unterkriegen zu lassen? Istanbul.

Unterhose und Kopftuch

Ich will Ece und Duygu fragen, die müssen es wissen. Beide Ende zwanzig, ledig, europäisch. Wir wollen uns in einem Teegarten in Moda treffen, einem stillen, freundlichen, kosmopolitischen Stadtteil in Kadıköy. Viele Kirchen und bekannte Schulen wie das Lycée Saint-Joseph befinden sich hier und erinnern an eine Zeit, in der es in Istanbul selbstverständlich war, dass neben Türkisch auch Französisch, Griechisch oder Italienisch gesprochen wurde.

In Kadıköy angekommen, sehe ich einen Stand der AKP am Hafen. Mein Blick bleibt an einer Broschüre hängen, auf der Premierminister Recep Tayyip Erdoğan zu sehen ist. Inmitten einer Gruppe von Frauen streckt er siegessicher die Hände zum Gruß. Titel der Broschüre: »Die Frau in der AKP-Regierung«. Man informiert darüber, welche Anstrengungen die AKP unternimmt, damit Frauen in der Gesellschaft vorankommen. Auf jeder Seite sind kleine, lustige Zeichnungen eingefügt. Auf einer ist ein Männchen neben einer zu groß geratenen Frau zu sehen. Er reckt den Zeigefinger moralisch in die Höhe und sagt: »Ich fordere Gleichheit zwischen Mann und Frau!« – AKP-Humor.

»Hör bloß auf mit denen!«, sagt Duygu. »Seit die an der Regierung sind, geht es rückwärts mit den Frauenrechten. Hast du jemals so viele Kopftuchträgerinnen gesehen wie heutzutage?« Ihre Freundin Ece stimmt zu: »Seit die Gläubigen an der Regierung sind, hat sich die Stimmung zwischen Männern und Frauen im Land verändert.« Sie sagt, dass die Gesellschaft die »Verantwortung« von Männern für Frauen wieder stärker als Wert sieht. Für diese Art von Verantwortung haben die Türken ein Wort: *sahiplenmek*. Man kann es auch mit »Besitz ergreifen« übersetzen.

Wenn ich die beiden betrachte, kann ich mir nur schwer vorstellen, dass jemand jemals von ihnen Besitz ergreifen könnte. Duygu, türkis lackierte Fingernägel, perfekt gezogener schwarzer Lidstrich, Leggins, Chucks, Lederjacke. Ece, Nasenring, Kurzhaarfrisur, Dreadlocks, Röhrenjeans, Stiefel. Sie könnten in einem Café am Prenzlauer Berg in Berlin sitzen – die beiden wollen Protest sein gegen die Besitzergreifung. Mit allem, was sie haben. Die neue Frömmigkeit ist nichts für sie – aber ins bürgerliche Moda passen sie auch nicht so richtig. Sie finden, dass sich Moda ihnen anpassen muss. »Neulich ist mir etwas passiert, das glaubst du nicht – 2011 in Istanbul«, sagt Duygu, die angehende Theaterschauspielerin. »Ich komme vom Einkaufen zurück, Tüten in jeder Hand. Da kommt doch so 'ne Alte und zieht mir von hinten die Hose hoch!« Sie steht auf und demonstriert die Szene, indem sie sich die Hose hochzieht. »Was war? Meine Unterhose sei zu sehen gewesen. Ich war gelähmt, da fiel mir nichts mehr ein.« Sie zündet sich eine Zigarette an, empört, wie sie ist.

»Wir sind noch immer weit davon entfernt, es normal zu finden, dass unverheiratete Frauen allein leben. Es wird immer noch erwartet, dass sie bei ihren Familien bleiben, bis sie verheiratet sind. Das gilt für alle Familien, ob gläubig oder nicht«, sagt Ece, die Gelassenere von beiden. Währenddessen hat Duygu Betriebstemperatur erreicht. Sie streckt ihre Brust heraus und ahmt mit tiefer Stimme ihren Vater nach: »Hörst du, Tochter, mit mir gibt es kein ›Ich wohne allein‹, kein ›Ich gehe nach Istanbul‹, kein ›Ich studiere irgendwas mit Kunst‹ – haben wir uns verstanden?« Sie lacht. Ein »Papa, ich mach trotzdem, was ich will«-Lachen. »Ich habe alle ›Kein-Sätze‹ von meinem Vater gehört. Und was ist passiert? Ich hab's durchgezogen, Schwester!«

Nun wird Duygu doch etwas mit Kunst machen. Was ihr Vater sagte, sagt sie, halle nach, sie habe es noch im Ohr. Und doch führt sie ein anderes Leben. Eines mit Schauspielunterricht, vielen Zigaretten, Partys und Männern. Der Teil ihres Lebens, über den sie nicht mit ihrem Vater spricht.

Nach dem Treffen mit Ece und Duygu und zu viel schwarzem Tee mit zu viel Zucker laufe ich am Bosporus entlang, von der Spitze der kleinen Moda-Halbinsel bis zum Anleger in Kadıköy. Es ist kalt, der Wind kommt aus Norden, vom Schwarzen Meer, er betäubt die Fingerkuppen. Auf der Strecke spazieren viele Paare, einige sitzen auf Bänken, trinken heißen Tee. Andere verstecken sich hinter Büschen, küssen sich. Mir geht nicht aus dem Kopf, was Ece über die Kopftuchträgerinnen gesagt hat – warum urteilen europäisierte Istanbulerinnen so oft so hart über die aufsteigenden anatolischen Tigerinnen, die selbstbewusst ihr Kopftuch tragen und in Bereiche vordringen, in die sie bislang keinen Zutritt hatten? Warum scheint es so undenkbar: fromm und feministisch?

Vielleicht, weil die Tigerinnen jetzt sichtbar sind.

Diese beiden Frauentypen, wie sie einander betrachten – wie wenig sich ihre Leben berühren.

Ich steige in die Fähre zurück nach Eminönü. Die AKP-Leute stehen noch an ihrem Stand und versuchen, ihre Broschüren loszuwerden. Der Zitronenpressen-Händler hat wohl Feierabend gemacht. Ich versuche mir vorzustellen, wie Ece und Duygu dem Mann eine Presse abkaufen. Es will mir nicht so recht gelingen. Das Erwartbare dieser Annahme enttäuscht mich, noch mehr enttäuscht mich die Vorstellung, dass in einer Stadt wie Istanbul Dreadlocks keine Freundschaft mit Kopftüchern eingehen können.

Kunst darf vieles

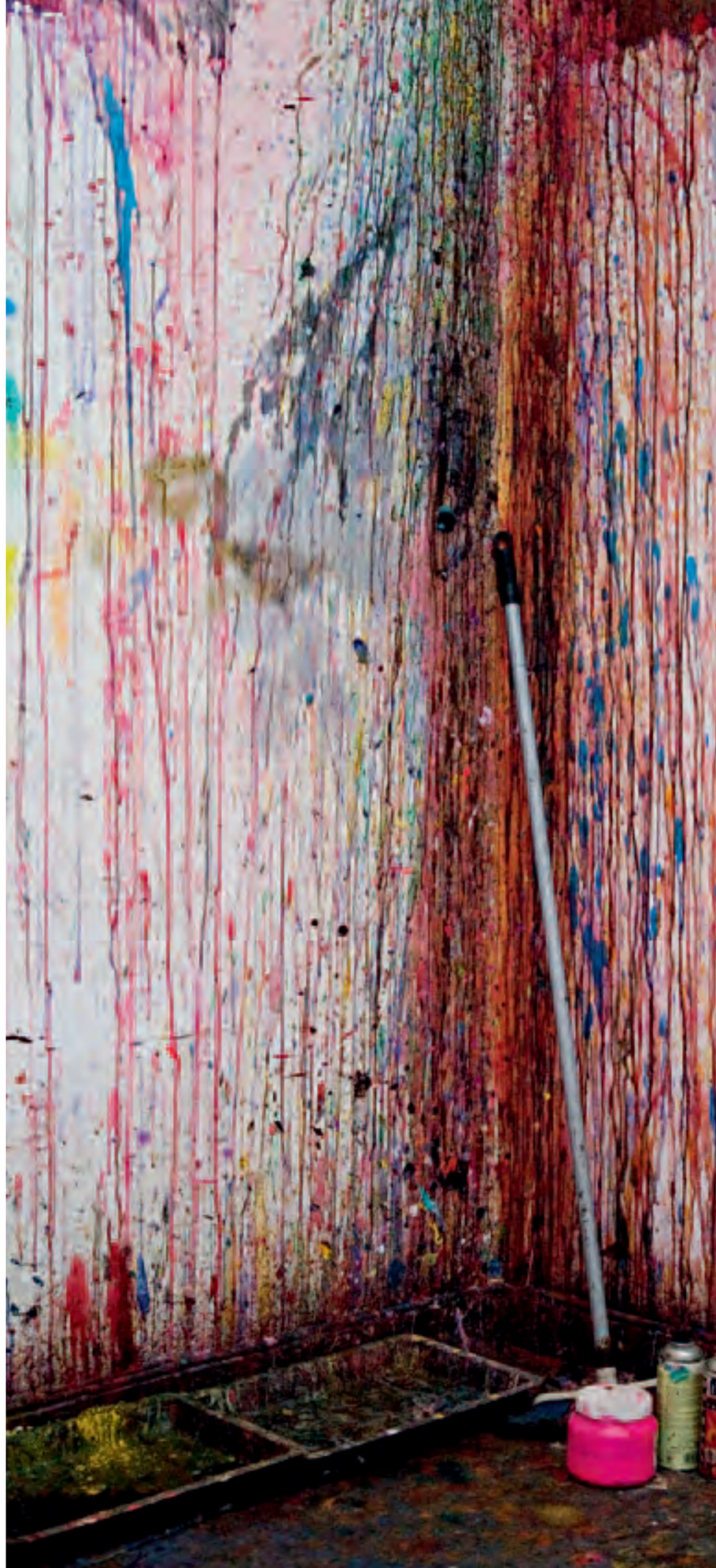
Das Atelier von Rabia Yalçın im Stadtteil Nisantaşı ist ein Fremdkörper zwischen den anderen Gebäuden. Diskret und auffällig zugleich. An der Fassade, matt schwarz gestrichen, hängt eine riesige Frauenfigur in einem Abendkleid mit pinkfarbener Stola. Die Dame ist komplett verspiegelt. Jeder, der an ihr vorbeiläuft, soll sich in ihr spiegeln. In ihr wiedererkennen. »Haute Couture Rabia Yalçın« steht unter der wallenden Stola, mehr nicht. Istanbuler Understatement.

Eine junge Frau in Jeans und Pullover bittet mich hinein. »Rabia Hanım kommt gleich«, sagt sie und bedeutet mir, auf einem mit Seidenpolster bezogenen Kanapee Platz zu nehmen. Das Atelier sieht aus wie eine Mischung aus Fabrikhalle und den königlichen Gemächern in den Istanbuler Sultanspalästen. Nur

»Ach, wäre ich doch nur paranoid.«

BEDRİ BAYKAM *über Kemalismus und Islam, Sex und künstlerische Freiheit*

Daniel Steinvorth und Janet Riedel (Fotografin) trafen den Künstler in seinem Atelier.



Er war das malende Wunderkind der Türkei: Als Zweijähriger begann er mit dem Zeichnen, als Sechsjähriger stellte er aus – in München, Genf, New York, London, Rom –, begleitet von seiner Mutter, einer Architektin.

Über Bedri Baykam, Jahrgang 1957, hieß es lange, er sei der vielversprechendste Künstler, den sein Land je hervorgebracht habe, manche sahen in ihm gar einen Vorläufer der Kunst des 21. Jahrhunderts. Später wurde es ruhiger um ihn. Nach Studienjahren in Frankreich und den USA kehrte Baykam 1987 zurück nach Istanbul. In Tarlabaşı, einem heruntergekommenen Stadtteil in der Nähe des zentralen Taksim-Platzes, eröffnete er ein Atelier. Das Viertel der Schuhputzer und Tagelöhner, Strichjungen und Sinti-Familien inspirierte ihn.

Noch immer gehört der Maler und Aktionskünstler, der sich als Protagonist des »Neuen Expressionismus« versteht, zu den meistgefeierten Figuren der türkischen Kunstwelt. Doch Baykam polarisiert. Nicht jeder liebt den quirligen Mann mit der Löwenmähne, der einst sein eigenes Ejakulat in einem Taschentuch ausstellte und auch sonst gern provoziert. Als überzeugter Kemalist legt er sich vor allem mit der AKP-Regierung von Recep Tayyip Erdoğan an, er wittert die schleichende Islamisierung und den Rückfall der Türkei in vormoderne Zeiten.

So kam es für viele nicht überraschend, dass am 18. April 2011 ein Attentat auf Baykam verübt wurde. Er hatte an jenem Tag gegen den Abriss eines modernen Denkmals an der türkisch-armenischen Grenze protestiert – ein Denkmal, das sich nicht mit dem Kunstgeschmack von Ministerpräsident Erdoğan vereinbaren ließ. Kurz darauf wurde Baykam auf offener Straße mit einem Messer niedergestochen und lebensgefährlich verletzt. »Ich habe keine Angst«, sagte er nach seiner Entlassung aus dem Krankenhaus. »Ich lebe jetzt mein zweites Leben.« In seiner Künstlerwerkstatt sprach Bedri Baykam über das Attentat, über Kemalismus, Islam, Sex und die Grenzen künstlerischer Freiheit.

Bedri Baykam, Sie haben an dem Tag des Attentats eine politische Rede gehalten. Worum ging es?

Wir hatten eine Pressekonferenz für Mehmet Aksoy organisiert. Aksoy ist ein berühmter Bildhauer, er hat vor einigen Jahren nahe der Grenze zu Armenien ein »Denkmal für die Menschlichkeit« errichtet. Eine 35 Meter hohe Skulptur; die Darstellung eines Menschen, der in zwei Hälften geteilt ist. Aksoy wollte damit an die Leiden getöteter Armenier erinnern und an die Distanz zwischen unseren Völkern. Ein Denkmal der Versöhnung. Aber unserem verehrten Ministerpräsidenten Recep Tayyip Erdoğan gefiel die Skulptur überhaupt nicht. Als er im Januar in die Gegend kam, hat er sie als »Monstrum« bezeichnet. Kurz danach rückten die Bagger an. Stellen Sie sich vor: Ein Regierungschef diktiert seinem Land, was »gute« und was »entartete« Kunst ist! Das war eine Kampfansage an die Intellektuellen. Aber wir haben uns geschworen: Wir schlucken das nicht.

Von den Protesten hat sich allerdings niemand beeindrucken lassen. Die Skulptur ist mittlerweile abgetragen.

Der Kulturminister hat zunächst versucht zu beschwichtigen, der Ministerpräsident habe das bestimmt nicht so gemeint. Aber Erdoğan sagte: Ich meine es genau so, wie ich es sage! Das Denkmal müsse abgerissen werden, weil es einen Schatten auf die örtlichen Heiligtümer werfe, eine Grabstätte und eine Moschee. Erdoğan hasste die Skulptur ganz einfach, er wollte sie vernichten, so wie das die Taliban mit den Buddha-Statuen in Afghanistan gemacht haben.

Als Sie die Pressekonferenz verließen, passierte es: Auf dem Parkplatz kam ein Messerstecher auf Sie zu. Erinnern Sie sich noch, woran Sie in diesem Moment dachten?

Ich dachte an gar nichts – ich habe den Attentäter ja nicht kommen sehen. Er schlich sich von hinten an, er war sehr leise. Er hat mir sein Messer tief in den Rücken gestoßen. Ich habe laut geschrien, bin auf die Straße getorkelt und habe alle Welt zusammengebrüllt. Wäre ich auf dem Parkplatz liegen geblieben, hätte mich vielleicht niemand gesehen. Ich hatte eine höllische Angst zu sterben. Der Attentäter verschwand sofort.

Was wissen Sie über den Mann?

Aus der Polizeiakte geht hervor, dass er kein militanter Islamist war. Okay, er hat, kurz bevor er zustach, das islamische Glaubensbekenntnis zitiert: »Es gibt keinen Gott außer Allah.« Aber das muss nichts bedeuten. Vieles spricht dafür, dass der junge Mann ein ganz gewöhnlicher, unideologischer Auftragskiller war – jemand, der Geld brauchte.

Wer könnte sein Auftraggeber sein?

Oh, da gibt es einige. Ich bin eine Hassfigur für viele, vor allem für hohe Funktionäre aus bestimmten religiösen Sekten oder politischen Gruppen, mit denen ich mich angelegt habe. Verzeihen Sie, wenn ich keine Namen nenne …

Das klingt, mit Verlaub, etwas paranoid.

Wissen Sie, ich habe meine Freunde schon vor Jahren gewarnt, dass in diesem Land etwas nicht stimmt, und viele haben gesagt: Hör auf, das ist doch Paranoia. Und heute? Heute können Sie sich als kritischer Intellektueller nicht mehr sicher fühlen in der Türkei. Ständig werden Journalisten, Schriftsteller und Professoren verhaftet. Wohnungen sind verwanzt, Telefonate werden abgehört, die Menschen haben Angst, in der Öffentlichkeit ihre freie Meinung zu sagen. Schön wär's, ich wäre einfach nur paranoid.

Sie vermuten, dass jemand aus regierungsnahen Kreisen hinter dem Attentat steckt?

Das habe ich so nicht gesagt. Aber Fakt ist, dass mit dieser Regierung ein geistiger Klimawandel eingesetzt hat. In diesem Klima fühlen sich radikale Islamisten und politische Sektierer zunehmend ermutigt, Menschen aus dem Weg zu räumen, die nicht in ihr Weltbild passen.

Ein geistiger Klimawandel?

Ja, Erdoğan und seine Leute träumen von einer anderen, einer islamischeren Türkei. Die Grenzen zwischen Politik und Religion verschwimmen zunehmend.

Die AKP-Regierung bezeichnet sich selbst als konservativ, nicht islamistisch. Und sie wehrt sich energisch gegen den Vorwurf, die Türkei in einen Gottesstaat zu verwandeln.

Niemand kann seine Augen davor verschließen, dass das Land immer islamischer wird. Die Amerikaner haben ein gutes Wort dafür: »Social engineering«. Schritt für Schritt soll unsere Gesellschaft umgekrempelt werden. Kontinuierlich werden die Steuern auf Alkohol angehoben und der Verkauf von Alkohol eingeschränkt, bei Hochzeiten brauchen Sie dafür inzwischen eine Genehmigung. Theaterstücke werden abgesetzt, ebenso Fernsehserien, weil sie »moralisch bedenklich« sind. Galerien werden gezwungen, Bilder von nackten Frauen abzuhängen, Schulmädchen bedroht, weil sie zu

MEIN ISTANBUL UND ICH

PERİHAN MAĞDEN

feiert die Stadt und das Leben.

Fotografien von Jesco Denzel

In Istanbul zu leben, aus Istanbul zu kommen – ja, Istanbulerin zu sein ist etwas so Merkwürdiges! Doch wie bei allen Merkwürdigkeiten im Leben denkt man nicht weiter darüber nach. Man nimmt sie als gegeben hin. Diese »Gegebenheiten« nehmen einen großen Stellenwert im Leben ein, sie legen uns in vielerlei Hinsicht fest. Aber sie sind eben von Anfang an da, wie etwa die Tatsache, blaue Augen zu haben.

Man kommt nicht drum herum: Ob man schön ist oder hässlich, gut oder böse, Normalo oder Sonderling – es ist einfach so.

Ich war schon immer Istanbulerin. Geboren im Istanbul der Sechziger, von einer extrem Istanbuler Mutter (denn schon ihre Mutter war Istanbulerin, was nicht häufig anzutreffen ist), habe ich, mit Unterbrechungen, immer in Istanbul gelebt.

Mehr als irgendwohin sonst gehöre ich nach Istanbul, und wenn ich gefragt werde, wo ich herkomme, antworte ich nicht »Aus der Türkei« oder »Ich bin Türkin«, sondern bezeichne mich vielmehr als »Istanbulerin«. Denn selbst für mich, die ich vor jeglicher Art von Zugehörigkeit zurückschrecke und deshalb nie Mitglied eines Clubs oder Angehörige eines Clans sein könnte, ist »Istanbuler-Sein« etwas Unausweichliches, eine Identität, eine Färbung, eine Definition.

In meiner Kindheit war Istanbul eine Stadt mit ein paar Millionen Einwohnern – zwei bis drei Millionen, wenn's hoch kommt.

Die Straßen waren viel leerer als heute, und es gab noch eine üppige Vegetation. Bei Spaziergängen über die grünen Hügel am Bosporus konnte man Margeriten und Mohnblumen pflücken, so viele man wollte.

Wenn meine Mutter und ich in Levent, dem Stadtteil, in dem ich meine Kindheit verbracht habe, das Haus verließen, liefen wir (mit einer Aussicht fast wie bei Jane Austen) zu Fuß auf schmalen, gewundenen Trampelpfaden über Stock und Stein bis hinunter nach Bebek.

Jetzt kommt mir das alles vor wie ein Märchen. All das unbebaute Land, das im Frühling von Margeriten und Mohnblumen in die fröhlichsten Farben getaucht wurde, all die Wiesen, Felder und Gärten